

## Ein schlechtes Weinjahr in Frankreich.

Unter dieser Epithete schreibt die Frankfurter Zeitung:

Ueber die Mißernte im Allgemeinen und über die unglückliche Weinlese im Besonderen ist in den französischen Blättern schon viel geschrieben worden, indessen ist es bisher noch keinem gelungen, die Folgen dieser ungeheuren Ausfälle genau zu bestimmen. Zunächst muß natürlich die Haupte der Weinpreise in's Auge gefaßt werden. Diese erklärt sich nicht nur aus der Dürftigkeit der Lese, sondern auch aus den geringen Beständen der angeammelten Vorräte. Die Preise von 30 und 35 Francs für den Hektoliter allergerühmtesten Weins, die in den Jahren des Melthaus, der Rebtaus und anderer Krankheiten, 1852 bis 1856, 1877 bis 1890 gefordert worden waren, werden dieses Mal noch ganz beträchtlich überschritten. Man muß dagegen halten, daß in der Periode 1904 bis 1909 der Durchschnittspreis für diese Weine nur 5 bis 9 Francs für den Hektoliter betragen hatte. Daraus kann man sich eine Vorstellung von den Rückwirkungen dieses Veseausfalles auf die kleinen Weinbändler, Restaurateure usw. machen, denen es unmöglich ist, ihre Detailpreise in gleichem Verhältnis zu erhöhen. Natürlich sind nunmehr mit einem Schlage die seit Jahren währenden Klagen des Südens über die Abgablosigkeit seiner Reben - Erzeugnisse verstimmt. Man erinnert sich, daß diese südlichen Winger wahre Revolutionen wegen dieser Unverfügbarkeit ihrer minderwertigen Weine organisiert hatten, die zu sehr bedeutenden Verwicklungen und sogar Truppenmeuterei führten. Nun ist der Süden bei der allgemeinen Verbesserung durch den Melthaus im Jahre 1910 noch verhältnismäßig gelinde davon gekommen, da er eine allerdings schwache Mittelernie auf-

zuweisen hat. Er kann jetzt seine Weine, die er 1907 kaum zu 5 bis 7 Francs unterzubringen vermochte, leicht für 40 Francs und darüber verkaufen. Allerdings haben dafür die südlichen Winger viel Sorgen mit ihren Arbeitern, die sich zu starken Organisationen zusammenschließen haben und die Situation natürlich für sich gleichfalls auszunutzen suchen. Das wahre Elend dagegen ist jetzt in Burgund und in der Champagne zu suchen. Wenn es sich noch um etwas Vorübergehendes handelte! Aber dort tritt viel Ernsthafteres hervor, nämlich eine ungeheure Verflüchtigung des Fortziedens der Bevölkerung vom f flachen Lande in die Städte. Wie Herr Guffinet Carnot bei dem Kongresse gegen die Entvölkerung der Côte d'Or legte in Dijon feststellte, verlassen die Winger Burgunds wie auch der Champagne, die infolge des sozusagen völligen Ausfalles der Lese im Jahre 1910 gänzlich mittellos geworden sind, in Massen ihre Weinberge und ihre Felder, um sich in die Städte zu flüchten. Verkauften können sie ihre Grundstücke zur Zeit überhaupt nicht, da keine Bieter sich melden. So werden Felder und Weinberge brach liegen gelassen. Die Zahl der leeren Bauern- und Winzerhäuser in diesen Gegenden soll bereits in die Tausende gehen. Dabei wird gleichzeitig eine revolutionäre Strömung mächtig, die ihren Ausgangspunkt oder besser ihren Vorwand in dem Kampfe gegen die Weinfälscher findet und sich besonders in der Champagne in gefährlicher Weise entwickelt. Man steht da vor einer sehr ernst und tief einschneidenden nationalen Frage, die nicht mit ein paar Beschwichtigungsphrasen und Vertrauensstagesordnungen des Parlaments gelöst werden kann, sondern energisches Eingreifen und weit aussehende Reformen seitens der Regierung und des Parlaments erfordert.

## Bombay und Haiderabad.

Aus den üppigen Küstenstrichen und fühligen Berggegenden Japlons ist der deutsche Kronprinz zunächst in den südlichen Teil Vorderindiens gelangt, wo er in diese Jahreszeit angenehm kühle Tage und frische Nächte antreffen wird. Er hat es vorgezogen, statt von der Insel Japlons nach dem gegenüberliegenden Festlandsabhang Tuticorin überzugehen und von hier über Madras und Madras nach dem Norden zu reisen, eine längere Seefahrt zu machen und in Bombay seinen Einzug in das eigentliche Indien zu halten. Er hat sich damit gleichsam von der Seitenflucht, durch die der mit deutschen Schiffen Reisende und in Colombo Landende Indien zu betreten pflegt, an das große Hauptthor begeben, durch das ununterbrochen der mächtige Verkehrsstrom zwischen Indien und Europa fließt. Hier trifft der englische Kaufmann ein, der seine Waaren abgeben oder indische Baumwolle eintausen will, hier landet der englische Kolonialbeamte, hier treffen auf englischen, französischen und österreichischen Schiffen Reisende aller Art zum Besuche des seltsamen Hinterlandes ein. Natürlich ist es die glückliche Lage der Stadt, die sie zu solcher Bedeutung erhoben hat. Die Portugiesen sind ihre Gründer gewesen, aber die Engländer hatten schon 1661 dafür gesorgt, daß ihre Flagge über den Bastionen des Hafens wehte. Seitdem ist Bombay sprunghaft gewachsen und bis 1881 zur größten Stadt Indiens emporgestiegen. Dann freilich mußte es den ersten Rang an Kalkutta abtreten, und als gar im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die Pest in der Eingeborenenstadt ausbrach, sank ihre Bevölkerung von 804.000 zurück auf 776.000 Bewohner. Das Uebel ist noch immer nicht gebannt, da sanitäre Maßregeln in den Vierteln der Eingeborenen den größten Widerstand begehen; aber der Handel der Stadt klagt doch an, sich von dem schweren Schlag, der ihn getroffen, zu erholen, und wer heute durch Bombay schreitet, gewinnt den Eindruck nicht nur einer schönen und blühenden, sondern auch einer mächtigen und stolzen Stadt.

Der Kronprinz hat sich nach den kleinen Stationen der Seereise und den anmuthigen Dörfern und Städten Japlons in Bombay von dem Getriebe einer echten Großstadt umgeben gesehen. Die majestätischen öffentlichen Gebäude, die noch dazu durchweg im hochhürmigen Stile der Gotik aufgeführt sind, die weitläufigen Parkanlagen, in denen schöne Schattenbäume gegen die Strahlen der hohen Tropensonne schützen, das rege Leben und Treiben einer Glanz- und Schmutz liebenden Bevölkerung werden ihn aufs stärkste gefesselt haben, zumal er dieses leuchtende Bild in einem klassisch schönen Rahmen sah. Denn Bombay liegt auf einer schmalen, aber reich gebogenen Landzunge so glücklich, daß es zwei Seeseiten hat, so daß man sowohl die Morgensonne über den Wellen heraufkommen wie die Abendsonne in den Wassern des Weltens verinken sehen kann. Es liegt auf ebenem Gelände, aber eine benachbarte Landzunge, der Malabar-Hügel, steigt so anmuthig und so nahe der Stadt einige fünfzig Meter über den Meeresspiegel empor, daß sie sowohl dem Häusermeer einen freundlichen grünen Rahmen gibt, als eine packende Aussicht über das ganze Gebiet der Großstadt gewährt. Wer hier oben gestanden hat und die tiefrothen Farben des Abends auf Land und Meer hat spielen sehen, oder wer am Fuße des Hügels dem Korso der Bombayer zugeschaut hat, auf dem der mitrageschmückte Parke mit einer seidenblühenden Gattin stolzer im Automobil daherkommt als der englische Regierungsbeamte, wo der zerlumpte Hindu sich scheu zur Seite brückt, um die auf Araberhengsten vorbeisprengenden Mohammedaner vorbeizulassen, inebz die hohen Balmen sich im Winde wie zum Takte der Melodien neigen, die die schottische Reimentskabel spielt, der hat ein in seiner Schönheit, Lebhaftigkeit und Selbstsamkeit herauschendes Bild Indiens gesehen.

Soldat Gesamtwirkung gegenüber hat Bombay wenig Eingeleffete für den kritischen Reisenden aufzuweisen. Die Höhlentempel von Elephante, die auf der andern Seite der dem Lande zugekehrten Bucht Bombays liegen, erfordern nicht nur eine ermüdende Wasserfahrt über die meist sehr heiße Bucht, sondern können auch mit den vielen berühmten Höhlentempeln, an denen Indien sonst reich ist, keinen Vergleich ausfallen. Wohl aber findet sich jenseits der andern Bucht, auf dem schönen Malabar-Hügel, eine Sebenswürdigkeit von höchster Eigenart. Das sind die sogenannten Thürme des Schweigens, in denen die Barsen Bombays ihre Toten dem Nichts überliefern, mit welchem Ausdruck man wohl am besten den Zweck und die Art ihrer Bestattungsform kennzeichnen. Diese Anhänger der Letzte Zoroasters wieseln verhalten, daß durch den Vorgang des Todes und der Verwesung eines der vier Elemente verunreinigt wer-

de, dem Feuer, dem Wasser oder der Luft einen Leichnam zu übergeben. Dafür sind sie auf den unserm Geschmack fürchterlichen Ausweg verfallen, ihre Toten den Oeieren zum Fraße zu überlassen, die dann dies Geschäft auch so gründlich besorgen, daß schon eine halbe Stunde, nachdem die Leiche in einem der Thürme des Schweigens niedergelegt worden, nur das Knochengeriß von ihr übrig geblieben ist. Das wird dann in einen Schacht hinabgestoßen, der mit Kalkmilch und Regenwasser gefüllt ist und wo auch der Rest des Leichnams in kurzer Zeit wenigstens für die Augen in Nichts übergegangen ist. Der fremde Besucher wird natürlich zu diesem mit der Weiße der Religion überleitenden Bestattungsverfahren nicht zugelassen; nur das Modell eines Thürmes wird ihm gezeigt, das ihm die technische Einrichtung des Innern zeigt und ihn über die hygienische Sauberkeit des Verfahrens aufklären soll. Aber wenn er dann auf den Wänden der Thürme und auf den Bäumen der Nachbarschaft die Geier hoden sieht, deren heiferer Schrei und ungebildiger Flügelschlag ihm zu sagen scheint, daß sie schon auf den nächsten Todten warten, dann schüttelt er doch voll Abscheu den Kopf über diese Bestattungsform einer sonst so aufgeklärten und fortschrittlichen Volksgemeinde.

Aber vielleicht war ganz Bombay mit seinen schönen und häßlichen Sonderbarkeiten dem Kronprinzen nicht so interessant, wie Haiderabad, die Hauptstadt des größten unabhängigen Fürstenthums Indiens und der Wohnstätt des Nisams, seines Beherrschers. Indische Fürsten sind ja heutzutage an Glanz, Macht und Ansehen nur die Schattenbilder ihrer Vorfahren; aber die Größe des Fürstenthums Haiderabad hat seinem Herrscher doch noch einige weltliche Majestät bewahrt, die in ihrem orientalischen Gewande auf den empfindlichen Fremden ihren Eindruck nicht verfehlen kann. Man hat Haiderabad die letzte Hochburg islamischer Herrlichkeit in Indien genannt, so recht mohammedanisch ist das Gepräge des Hofes, das Getriebe der Straßen und nicht zuletzt der Rahmen klassischer mohammedanischer Schlösser, Moscheen und Grabentwürfe, der dies Leben umgibt. Draußen vor den Thoren der Stadt aber liegt das weite Dehkan mit seinen Baumwollfeldern, seinen phantastischen Ruinen aus Indiens großer Zeit und seinen ungeheuren Strecken Strauch- und Waldgebieten. Hier kann das Weidmannsbüchlein des Kronprinzen schmelzen, denn es gibt kaum einen Vertreter des indischen Thierreichs, der nicht in dieser trocken und menschenleeren Buschwüste hauste. Die Telegramme berichten denn auch schon von frohen Jagdfechten, zu denen der Kronprinz mit seinen Gastgebern ausgezogen ist.

## Frankreich's Millionäre.

Amerita hat nicht als einziges Land das Vorrecht, große Vermögen in besonders hoher Zahl zu besitzen. Auch Frankreich kann sich noch immer, wie die soeben von der französischen Steuer-Verwaltung herausgegebene Statistik der Erbschaften des letzten Jahres zeigt, einer außerordentlich großen Zahl Millionäre und Multimillionäre rühmen. In Frankreich haben im letzten Jahre 395.305 Vermögen im Erbschaftswege ihren Besitzer gewechselt; diese stellten eine Gesamtsumme von 6.153.069.923 Franken Aktiva dar; und so zeigte sich, daß 372 unter den Todten ein Vermögen hinterlassen hatten, das zwischen 1 und 2 Millionen betrug; 145 Erblasser besaßen zwischen 2 und 4 Millionen, 46 zwischen 5 und 10 Millionen, 10 zwischen 10 und 50 Millionen und schließlich 2 noch mehr als 50 Millionen Franken.

## Armeesprache.

„Heer Regimentsarzt, ich habe Sie rufen lassen, weil mein Magen etwas indisponirt...“

„Ja, ja, gnädige Frau Oberst! Mit diese verfluchten Saumagen ist immer das G'frett.“

## Wie er es versteht.

A.: „Sie sagen, Ihre Frau hätten Sie bei Gelegenheit eines Eisenbahnunfalles kennen gelernt; war das ein großer Unfall?“

B.: „Sie werden ja sehen... da kommt sie!“

## Eigenthümliche Logik.

„Sie bewerben sich um die Hand meiner Tochter — wieviel Schulden haben Sie?“

„Keine!“

„Keine Schulden!? ... Aber, junger Mann, dieser Mangel an Kredit ist sehr wenig vertrauenerweckend!“

## Zweithäufiger Trost.

Heirathsvermittler: „Daß die Dame, die ich Ihnen empfehle, häßlich ist, gebe ich zu. Dafür ist aber auch alles, was an ihr häßlich ist, echt und das ist doch auch was werth!“

## In der Kinderstube.

„Was wollen wir spielen?“

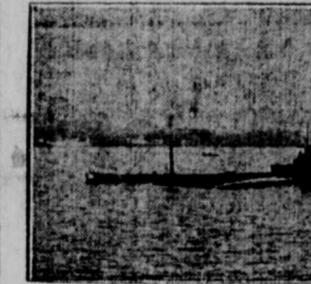
„Mann und Frau!“

„Ach ja. Du kannst anfangen!“

„Ach hä! ich Dich doch bloß nicht geberathet.“

## Unglücksfälle der Unterseeboote.

Fast genau vier Jahre nach der Dienststellung des ersten deutschen Unterseebootes ist die deutsche Marine von einer Katastrophe betroffen worden, wie sie in anderen Marinen nicht zu den Seltenheiten gehören. Daß seit dem 15. Dezember 1906 stets glücklich gefahren wurde, ist ein Beweis für die Umsicht und Schulung des Personals und die Betriebsfähigkeit der Boote, zumal seit einigen Monaten nicht weniger als acht Unterseeboote Fahrten ausführen. Das auf der Danziger Reichswerft erbaute U III trat am 29. Mai 1909 unter die Flagge. In fast 32 Monaten hat er stets glücklich gefahren. Mit dem Schwereboot U IV unternahm es im November 1909 eine Fahrt von Ruzhaven um Stagen nach Kiel und legte ohne Zwischenlandung 540 Seemeilen in der Stunde zurück. Personal und Material waren nach der Ankunft in Kiel in bester Verfassung. Diese Leistung erregte berechtigtes Aufse-



Unterseeboot „U III“.

hen. Mitte Dezember 1910 durchquerte U III gemeinsam mit U I in Begleitung des Hebeschiffes Vulkan die westliche Ostsee bis Sahnig und fuhr nach einem kurzen Aufenthalt nach Eckernförde zurück. Von kleineren Unfällen ist die deutsche Unterseebootsflotte nicht verschont geblieben. U II erlitt bei der Erprobung der elektrischen Luftpumpen in Danzig durch Springen einer Schraubenmutter eine Beschädigung. U IV stieß im Februar 1910 im Kaiser Wilhelm-Kanal mit dem Flensburger Dampfer Capella zusammen und erlitt erhebliche Schäden. Am Bord U IV erfolgte am 25. März 1910 eine Explosion der Akkumulatorenbatterie, die 45.000 Mark Schaden verursachte. Bei allen Unfällen ging indz kein Menschenleben zu Grunde. U III war jüngst an der Ostküste des Kriegshafens zwischen Nöthenort und Heitendorf mit Uebungen beschäftigt, als die Katastrophe auf noch unauflösbare Weise eintrat. Das Hebe- und Dockschiff Vulkan, das beim Sinken

eines Unterseebootes helfend eingreifen soll, begleitete den U III nicht. Es lag in der Reichswerft, und die Krieger Schlepper Stein und Labor bugfierten unmittelbar nach dem Sinken des U III den Vulkan nach der Unfallstelle. Der große Werftschwimmtkrahn war schon vordem dort angekommen. Das eine Schiffsende des U III war in die Tiefe gegangen, das andere ragte noch aus dem Wasser hervor. Die Bergungsarbeiten wurden mit Feuereifer aufgenommen. Ein Trupp von Rettungsfahrzeugen sammelte sich bald in der Heikenborfer Bucht, wo auch der Chef der Offiziersstation, Vizeadmiral Schröder, der Inspektor des Torpedowesens und der Oberwerftsdirektor, die Kontradmiraal Lams und Hentel erschienen.

Das schwere Unglück des U III, der erste schwere Schlag, der die deutsche Unterseebootsflotte getroffen hat, ruft die Unterseebootglücke in anderen Ländern ins Gedächtnis zurück. Der erstkühnste dieser Unfälle ist die Grönlandfahrt des U I, die im August 1906 stattfand. Der Zusammenstoß des französischen Unterseebootes Pluvio mit



dem französischen Postdampfer Bas de Calais im Hafeneingang von Calais am 26. Mai des vorigen Jahres. Damals sind 27 tapfere Seeleute, 24 Mannschaften und Unteroffiziere und 3 Offiziere, fast augenblicklich zu Grunde gegangen. Der Tod ist so schnell eingetreten, daß das angekommene Unterseeboot nicht einmal mehr durch Loslösen der dazu bestimmten Boje um Hilfe signalisieren konnte. Das Boot sank dann auf den Meeresboden, und die Hebungsarbeiten haben bis Ende Juni gedauert. Das war schon der dritte größere Unglücksfall in der französischen Unterseebootsflotte, ein Schlag, so schwer, daß er das ganze Land in Trauer verlegte und allüberall Theilnahme und Mitgefühl erweckte. Von anderen Unfällen ist noch die Katastrophe auf dem italienischen Unterseeboot Foca erwähnenswert, wo sich ein Gemisch aus Benzindämpfen und Luft in einem Raum unter dem Oberdeck entzündete hatte, das ganze Deck aufriß und 14 Personen ums Leben brachte.



Das Hebeschiff „Vulkan“ bei der Arbeit.

**Kindermund.** „Mama, der Onkel sprach heute von verschiedenen Gesichtspunkten. Meint er damit die Sommerprossen?“

**Englische Waben.** Billy Brown und Sammy Smith hatten sich auf der Straße geprügelt. Der Lehrer kam darüber hinzu, packte sie beim Krügen und zog sie in's Haus. „Sammy Smith, Du ungezogener Bengel!“, sprach er, „warum hast Du Billy Brown geschlagen?“

„Er hat mich zuerst geschlagen“, winkelte Sammy.

„Das ist keine Entschuldigung, Du ungezogener Bengel!“ verwies ihn der Lehrer. „Weißt Du nicht, daß uns geboten ist, wenn uns einer einen Streich auf die eine Wade giebt, daß wir ihm auch die andere hinhalten sollen?“

„Aber er hat mich nicht auf die Wade geschlagen!“ verteidigte sich Sammy. „Er hat mich auf die Nase

geschlagen, und ich habe keine andere Nase, die ich ihm hinhalten kann.“

## Borgebner!

Der junge Chemann zog es vor, zu Hause zu bleiben, aber die junge Frau zog es vor, den Sommer in einem Hotel auf dem Lande zu verbringen. Sie betrachteten also den Sommer in einem Hotel auf dem Lande. Am ersten Abend nach dem Abendessen erzählte der junge Chemann im Speisesaal herum und sagte sich schließlich auf den Klavierbord, statt auf einem Stuhl. Daselbst geschied am zweiten Abend. Und am dritten und jeden folgenden Abend. „Ich verstehe nicht, Schatz“, sagte die junge Frau eines Abends, „warum Du immer am Klavier sitzt. Du weißt doch, daß Du keine Note spielen kannst!“

„Ach!“ antwortet der junge Chemann, „aber das kann auch kein anderer, während ich da sitze!“



Berföhrungszeue in einem Champagner-Keller in Damery.

## Die neuen englischen Münzen.

Anlässlich der neuen Münzen, die jetzt in England mit dem Bilde Königs George V. geprägt werden, und die binnen kurzem in den Verkehr kommen werden, erinnern die Londoner Zeitungen an die bei der Münzprägung üblichen Vorgänge. Die Evening News schreibt darüber: „Dem Buchstaben des Gesetzes nach hätte jeder das Recht, Gold auf der Münze zu taufen, und es abgabefrei in Sovereigns ausprägen zu lassen, zum Kurse von 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> 17s 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> d die Unze (31 Gramm). Aber die Bank von England hat die statutenmäßige Verpflichtung, Gold von einem festgesetzten Feingehalt zu 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> 17s 9<sup>1</sup>/<sub>2</sub> d die Unze zu taufen, und obgleich das die Münzpreis beträgt, so ziehen die Eindringler von Gold doch vor, es der Bank zu verkaufen, wo sie gleich Bezahlung in Baar empfangen, während sie bei der Münze eine unbestimmbar lange Zeit warten müssen, ehe es ausgeprägt wird. Jeden Montag treffen sich in einem unfeinbaren Hause in Winchester Street in der City eine Gruppe von Leuten, die wohl den kostbarsten Markt der Welt darstellen. In diesen ausgewählten Zirkel werden nur die Vertreter von vier Firmen, die als die bestimmenden Zwischenhändler auf dem Goldbarrenmarkt bekannt sind, zugelassen. Es ist ihre Aufgabe, den Preis des Goldes zu bestimmen, und praktisch über das Schicksal der im Markte befindlichen Goldbarren zu entscheiden, von denen der größte Theil am Ende jeder Woche mit den Dampfren der Union Castle Line Südafrika kommt, auf Rechnung der südafrikanischen Banken, denen es von den Bergwerken in Transvaal überwiesen ist. Bismweilen, wenn ihre Goldreserven einer Ergänzung bedürfen, bezieht die Bank einen um ein klein wenig höheren Preis, um ausländische Mitbieter fernzuhalten, aber selbstverständlich hängt dies ganz vom Belieben der Bankleitung ab. Dieses so von der Bank gekaufte Gold bildet die Rücklage für die

Staatsmünze. Aber es ist das nicht der einzige Vorrath, der für Neuprägungen zur Verfügung steht. Die Prägung von kleiner Münze, die aus dem Verkehr gezogen ist, gehört ebenfalls zu den Amtspflichten der Münze. Nach einem vor vierzig Jahren erlassenen Gesetz ist jeder gesetztreue Staatsbürger, dem ein Sovereign unter dem Gewicht von 122 Grain (1 Grain ist gleich 65 Milligramm) angeboten wird, berechtigt, nicht nur es zurückzuweisen, sondern auch sogleich, es zu zerbrechen oder zu entstellen, so daß es nicht mehr als Münze im Königreich in Umlauf gebracht werden kann. Glücklicherweise und zum Vortheil des täglichen Verkehrs bleibt diese Vorschrift mehr oder weniger ein toter Buchstabe; wir bedenken uns doch, Münzen muthwillig zu zerbrechen, Silbermünzen, die ja keinen Bestimmungen der gesetzlichen Zahlungsmittel unterliegen, haben in der Regel ein viel längeres Leben als Goldmünzen. Eine Untersuchung, die die Münze vor zwei Jahren einmal anstellte, ergab, daß halbe Kronen (2.50 Mark) 65 Jahre ausdauern, Florins (2 Mark) 45 Jahre, Schillinge 42 Jahre, Sirpence-Stücke 33 Jahre. Der durchschnittliche Sirpence hat also die kürzeste Lebensdauer.

## Ein Kuller.

„Nun, Herr Lämmchen, wie geht's im Ehestand?“

„Sehr schlecht! Ich darf nicht mehr tauchen, keinen Wein, kein Bier trinken — und ausgeben darf ich auch nicht!“

„Da werden Sie die Heirat schon recht bereut haben?“

„O nein — bereuen darf ich auch nichts!“

## Wacht der Gewohnheit.

(Zwei Damen). „Wie geht es Dir, seitdem Du nicht mehr auf dem Telefonamt bist?“

„Ich bin durch eine Heirat dauernd falsch verbunden.“

## Schüttelreim.

Das Reibailon, das uns're Liebe ziert, hat Franz, der Bräutigam, ihr ziselirt.